

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 25

Artikel: Das Bergdorf [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

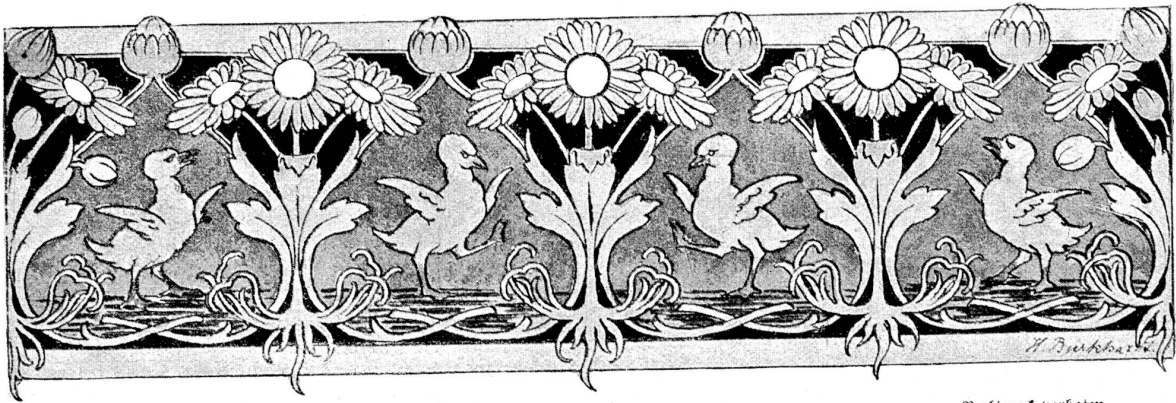
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Bergdorf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Böhmer, Rüsnaht.
(Fortsetzung).

Lucien, dem alles recht war, was die Zeit vertrieb, blühte sich, ergriff den Stuhl und hob ihn mit Aufwand aller Kraft vom Boden. Das Mädchen machte der Kunst, der es entlaufen war, Ehre und balancierte meisterlich. Da es aber gewahrte, wie schwere Arbeit es dem Soldaten machte, erlöste es ihn, indem es ihm auf die Schulter hüpfte, seinen Kopf mit einem Arm umschlang und ihm, zum Dank für seine Mühe, im Haar kraute. Dabei sah es Marcel an mit lächelndem Mund und verführerischen Augen und schien zu sagen: „Gelt, Hirtenjunge, ein Kößlein mit einer solchen Reiterin möchtest du auch gern sein!“ Sein Gesicht schien „nein!“ zu sagen. Das verdroß die Libelle. Wie ein Spätzlein setzte sie auf den Boden, stellte den Stuhl vor Marcel, hüpfte darauf, so daß ihr Kopf in die Höhe des seinigen kam und wies ihm die Zähne und machte ein grimmitiges Gesicht, und Augen, aus denen ein Teufelchen guckte. „Sie sind ein Brumm-Brumm-Brummbär!“ knirschte sie zwischen den Zähnen, mußte aber gleich ob des Unstuns so hell aufklappen, daß auch Marcel angesteckt wurde. Diesen Augenblick wollte sie benutzen, um ihm auf die Schulter zu springen, wie sie vorher dem Soldaten gethan; er aber erriet ihre Absicht und hielt ihr die ausgespreiteten Hände entgegen.

Der Spaß ging ihm zu weit, er begriff nicht, wie Lucien seine Braut so gewahren lassen konnte. „Am Ende ist es nur eine schlechte Dirne“, dachte er und sah sich nach seinem Hute um.

Lucien sah ein, daß Marcel auf diese Weise nicht länger zu halten war und sich nicht von der Dirne umgarnen ließ, wie er gehofft hatte. „Du mußt ihr den Uebermut nicht zu hoch anrechnen“, sagte er, „sie hat eben eine heitere Art und ist in einer Stadt aufgewachsen, wo mancher Scherz erlaubt ist, der in den Bergen als unschicklich gilt. Meine darum nicht etwa, sie habe die Leichtfertigkeit im Blut! Wenn es sein muß, kann sie ernst sein, wie der Kößweiler Pfarrer. Fräulein, seien Sie nun noch ein Weilchen recht artig mit meinem Vetter, ich hole noch eine Flasche Wein, und vom guten, die wollen wir zum Abschied austechen! Ich bin gleich wieder da!“

„Ich trinke keinen Tropfen mehr“, sagte Marcel, dem es in der Gesellschaft recht unbehaglich wurde.

„Doch, du mußt mir noch einmal Bescheid thun und auch einen Bissen essen, nachher lasse ich dich ziehen!“ Mit diesen Worten verschwand Lucien, ohne auf Marcells Entgegnung zu hören, durch den Vorhang. Als er schnell noch einen Blick in den hintern Raum warf, sah er, wie die Libelle den Sennen mit grazioser Handbewegung und gewinnendem Lächeln einlud, am Tischchen Platz zu nehmen, und wie er widerstand.

Lucien gab seinen Kameraden mit einem Zwinkern der Augen zu verstehen, daß der Eber durchbrechen wolle. Sie wußten, was sie zu thun hatten, ließen ihre Becher und schnallten ihre Seitengewehre um. Nun erst bemerkte Lucien, daß Lorenz am Tische saß. Den hatten die Soldaten, wie es zu ihrem Gernerbe gehörte, ins Haus gelockt, indem sie ihm vorspiegelten, Marcel habe sie nach ihm geschickt und gesagt, er habe einen kühlen Trunk wohl verdient an dem Tag, Joachim sei ja alt und groß genug, um „Manni“ allein die Fliegen zu stäuben.

Der Knecht war den Gesellen nur zögernd und mißtrauisch gefolgt, ihnen in einem fort bedeutend: „Aber anwerben lasse ich mich nicht! selb nicht!“ Und die andern beschwichtigten ihn: „Was fällt dir ein! Einen, wie du bist, kann man im Dienste gar nicht brauchen! Sei ohne Sorgen!“

Er hatte schon einige Gläser geleert, als sich Lucien zu ihm gesellte, und die Schlücke waren ihm wohlgeraten, denn es war ein heißer Tag, an dem kein Lüftchen flog thalauf oder thalab.

„Das ist recht, daß du eingetreten bist, Lorenz“, sagte Lucien, ihm auf die Schultern klopfend. „Wie sagt man doch in Kößweiler:

Hat der Herr eine gute Stund,
Merk's auch der Knecht, der geplagte Hund!

So ist es gut und soll es sein! Stoß' mit mir an!“ Dies sagend setzte er sich an den Tisch, die Augen beständig auf den Vorhang gerichtet, mit Lorenz gemüthlich plaudernd, aber wie ein Tiger zum Sprunge bereit. Er hatte geglaubt, Marcel werde ihm auf den Fersen folgen: die Libelle aber schien ihr Geschäft trefflich zu besorgen.

„Ihr habt ein Mädchen da drinnen?“ flüsterte Lorenz.

„Hast du's schon gerochen? Ja, du lockerer Zeisig, mach' Neuglein, wie du willst, das ist nicht für dich! Die Meister, die haben's gut.“

„Sie saß dir auf der Achsel!“ sagte Lorenz lächelnd und malte sich die Wonne aus, die man unter einer solchen Last haben müsse. — „Wie weißt du das?“ — „Der Trommler hat mich durch den Vorhang gucken lassen.“ — „Gelt, das ist ein anderes Leben!“ — „Warum saß sie dir auf der Schulter?“

„Das ist in Frankreich so Brauch: jeder Soldat hat ein solches Schmeicheltäckchen, das trägt er, wenn er Lust hat, mit sich herum, auf dem Habersack oder auf der Achsel, wie es ihm oder ihr lieber ist.“

„Aber das muß ja mühselig sein?“ erwiderte Lorenz etwas ungläubig.

„Mühselig? Für einen Burschen, wie du bist? Hast du nicht gesehen, wie klein sie ist? So ein Ding ist leichter als eine Feder auf einem Mädchenhut!“

„Und so treibt ihr's auch beim Exerzieren?“

„Gi freilich! Da sitzt das Mädchen auf dem Tornister, wie ein Reiter im Sattel, und hält sich an den Ohren seines lieben Tierchens fest; und schreit der Offizier ‚linksum!‘ so zupft es das linke Ohr, und schreit er aber ‚rechtsum!‘ so zieht es am rechten Ohr, und der Soldat braucht gar nicht zu horchen, er thut einfach, wie ihn sein Schätzchen zupft. Gelt, das ist ein lustiges Exerzieren!“

„Kommt nun aber der Krieg, so hört das wohl auf!“

„I warum nicht gar! Da kann man sie erst recht nicht entbehren! Denn so ein Mädchen, auch wenn es noch leichter wäre als ein Schneeflöckchen, kann eine große Kunst! Es kann wahr sagen! Kommt es zum Kampf, so schaut es dir am Morgen in die Hand und sagt zu dir: ‚Zieh! es geschieht dir heute nichts‘ oder: ‚Bleib' hübsch zu Hause, sonst setzt es Löcher in die Haut!‘ Und hat es gesagt: ‚Zieh!‘ so kann dir eine Kugel oder ein Bajonett durch den Leib fahren, du merkst es nicht und die Haut ist ganz, nachher wie vorher! Freilich darf man die Dingerchen nie böse machen, sonst sind sie in ihrer Falschheit imstand, dir zu sagen: ‚Zieh!‘ grad an dem Tage, da sie ein artigeres Schätzchen suchen wollen!“

„Aber da hat man ja im Kampf die beständige Angst, das Mädchen könnte es anders gesagt haben, als es in der Hand stand, und man könnte es nachher der Haut doch ansehen!“

Die Soldaten, die um den Knecht herumstanden, lachten und rüttelten sich.

„Sie kommt!“ rief einer und wies mit der Hand nach der Thüre. Der Lärm verstummte. Lucien atmete auf und ging Berena, die mit einem Soldaten hereintrat, entgegen. „Du triffst es gut!“ sagte er. „Im Hinterstübchen sitzt der Käsehändler von Röttschweiler und dort auf dem Plaze steht sein Wägelchen. Tritt da hinein und bring' ihm dein Anliegen vor: es ist einer, der mit sich reden läßt.“

Berena näherte sich dem Vorhang. Mit pochendem Herzen faßte sie ihn an, um ihn zurückzuschlagen, denn dahinter war ja einer, der ihr sagen konnte, wie es um den Geliebten stand. Welches Wort sollte sie vernehmen: treu, oder tot, oder verloren? Da sie zögerte, schob Lucien sie hinein und pflanzte sich am Thürpfosten auf,

um alles mitanzusehen. Den andern gab er ein Zeichen, sie sollten den Knecht unterhalten, er werde ihnen rufen, wenn es etwas Rechtes zu sehen gebe; da begannen die Soldaten ihr Lied zu singen, und der Tambour schlug den Takt dazu:

„Du dort im Hirtenhemd,
Senne, herbei!
Schlecht steht der Stab deiner Hand:
Schlag' ihn entzwei!
Büchsen und Säbel sind besserer Staat,
Zieh' in die Ferne und werde Soldat!“

Wie sie den Kehrreim kreischend wiederholen wollten, huschte die Libelle durch den Vorhang mit Marcells Hut auf dem Kopfe. Sie stieß gegen Lucien, der ihr mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchte sich zu den andern begeben.

„Die ist ihm auf der Schulter gefessen“, sagte Lorenz zum Tambour, und seine Neuglein glänzten.

„Soll sie dir den Gefallen auch thun?“

„Was fällt euch ein! Sie käme ja nicht zu einem Knechte!“

„Aber wahr sagen soll sie dir! Komm' herbei, Libelle, und schau', wie es um den Lebensfaden dieses Stalljunkers steht!“

Das Mädchen warf Marcells Hut in eine Ecke, setzte sich ohne weitere Verabredung auf Lorenzens Knie und griff nach seiner schweren Hand, die er willig und feierlich darbot. Sie betrachtete sie, fuhr mit dem Fingernagel den verschlungenen Linien nach und schien sehr nachdenklich. Wie sie so überlegte, kratzte und kitzelte sie mit ihren Nägeln und Fingerspitzen die rauhe Handfläche, unabsichtlich, so wenigstens meinte der Knecht, der fast vor Wonne verging, und dem das Stillsitzen sauer ward.

„Er hat ein Leben zähe wie ein Lederriemen“, sagte sie endlich, „und wird älter als Methusalem; aber er ist die längste Zeit Kuhhirt gewesen: Soldat wird er werden!“

„Nein, nein!“ rief er geängstigt. Die Soldaten aber stimmten aufs neue ihr Lied an: „Du dort im Hirtenhemd, Senne herbei!“ — — — Das Mädchen kreischte, sie sollten schweigen mit ihrem Gebrüll, bis sie dem Knecht die volle Wahrheit gesagt habe: sie müsse ihm noch berichten, wie es um seine Liebe stehe, ob ihn auch ein Mädchen leiden möge. Er schüttelte verzweiflungsvoll den Kopf; sie that, als sähe sie es nicht, und versenkte den Blick in die Hand.

„Droben in den Bergen nicht eine, armer Junge; aber im Thal . . . wer weiß?“ Sie ließ seine Hand fahren und fuhr mit ihren zierlichen Fingern nach seinem Schnurrbarte, den er wachsen ließ, wie er von selbst geriet. „Du solltest ihn etwas besser drehen und wachsen, daß man Erdbeeren daran stecken könnte“, sagte sie und machte sich gleich ans Werk. „Sieh', nun schau'st du schon viel hübscher aus, und wie wäre es erst, wenn du einmal sauber gewaschen und hoffärtig gekämmt wärest! Ich wollte den Schlingel bald in Ordnung haben!“ Dies sagend, gab sie ihm mit dem Zeigefinger einen Nasenstüber und hüpfte davon.

„Das wäre eine für dich“, sagte der Tambour zu Lorenz. Der sah ihn, seine Nase reibend, mit einem sprechenden Blick an: „Mich? ein so niedliches Wesen!“

„Daß mich sorgen! Libelle, höre, was ich dir sage: so einen Mann solltest du haben!“

„Damit ich ihm das Ungeziefer aus dem Balg suche!“

„Nein, das müßtet ihr nicht, ich habe schon lange keine . . . keine . . . es ist ein garstiges Wort.“

„Will ich einen Mann, so soll er ein Soldat sein!“

„Das kann Lorenz werden! Ist er etwa nicht groß und stark genug? Oder hat er ein krummes Bein wie der andere, der draußen steht, oder einen Höcker, wie der Herr Landvogt? Sieh' ihn dir doch an!“

Nun trat das Mädchen mit Kennermiene vor Lorenz, bat ihn, aufzustehen und musterte dann Stück um Stück, sich zuweilen nach den andern drehend und mit den Augen zinkernd, wie um zu sagen: „Ihr habt recht, den hat der Herrgott rechtschaffen aus den Händen gelassen.“ Als sie aber einen Blick auf die Beine warf, wurde ihr Gesicht bedenklich. „Mich dünkt, der Schneider habe ihm die Hosen seltsam geschnitten, die Knie sind gar ungeraten.“

„Die werden in Soldatenhosen anders aussehen!“ sagte der Tambour zu dem Mädchen und dann zu dem Knechte: „Du gefällst ihr! stecke dich in eine Montur und sie folgt dir, wohin du willst! Farbige Tuch, macht alle Mädchen toll! Reicht einen Soldatenrock! So, und nun ziehe deinen Kittel aus und laß sehen, wie dir das Zeug paßt!“

„Ich lasse mich nicht anwerben!“

„Sei unbesorgt! wir wollen nur sehen, wie dir der Rock steht! Wer spricht vom Anwerben?“

Im Nu stak Lorenz in dem Tuch mit den glänzenden Knöpfen und warf einen Blick des Erstaunens über die Pracht; er wurde fast stolz auf sich.

„Nun Libelle, steht ihm das Soldatenzeug übel an?“ Wieder musterte ihn das Mädchen mit ihrem frechen Spatzengesicht, drückte ihm Arme und Knie zurecht und gab ihm wie von ungefähr leichte Stöße in die Rippen und Lenden, oder kitzelte ihn mit ihren Katzenpfoten unter den Armen. Das that ihm unsagbar wohl, aber er verzog keine Miene, um sich seine heimliche Wonne nicht anmerken zu lassen, fürchtend, die andern möchten neidisch werden.

„Du gefällst mir,“ sagte sie, „du mußt Soldat werden, den Käse sollen andere machen und auf ihren Buckel laden. Was die Beine anbetrifft, habe keine Sorge: in 14 Tagen sollen sie straff sein wie ein Flintenlauf! Ist's abgemacht? Wirst du Soldat?“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, er aber schüttelte den Kopf.

Der Tambour, der zu Lorenz besonders freundlich war, ergriff ein Glas, hielt es ihm an die Lippen und begann zu singen, und die andern mit ihm:

„Milch füllt die Adern dir:
Sud ist der Saft!
Trink' aus dem Glas einen Schluck
Männlicher Kraft!
Milch ist für Kinder und Ammen gut,
Aber der Wein ist des Mannes Blut!“

„Saufe, Lorenz, der Wein ist des Mannes Blut! Milch kannst du noch oft genug trinken! Und thu' nicht so zimperlich mit der Libelle! merkst du nicht, wie sie zu dir hält: Wein und Liebe, Hölle und Teufel, das ist das Leben!“

„Wein ist ein Kühletrank,

Liebe ist Blut:

Hast du ein Dirnchen im Arm,

Dann trinkst du gut!

Küssen und saufen und raufen durchs Land,

Hei! Der Soldat hat den herrlichsten Stand!“

Sie sangen die letzte Strophe zweimal und das Mädchen begleitete sie mit ihrer hohen Stimme, legte dabei die Hand über Lorenzens Schulter und schmiegte sich an ihn an. Er verstand die Worte, die beim Singen undeutlich gesprochen wurden, nur halb, aber er meinte, es müsse etwas Liebes, etwas recht Liebes sein, was sie an seiner Seite sang, und es ward ihm fast sehnsüchtig und weich zu Mut bei dem rauhen Gebrüll. Hing nicht an seiner Schulter, was er sich so lange gewünscht hatte: ein Weibchen mit Katzenpfoten, das ihn allerliebste in die Rippen stoßen und unter den Armen kitzeln konnte? Er stieß sie schüchtern mit dem Ellbogen an, um ihr auch etwas Liebes anzuthun, und sie erwiderte den Stoß herzlich.

Das Lied brach ab und statt der rauhen Kehlen klangen feste Becher. Durch die Thüre drang ein Schatten und dann ein neugieriger Kopf: es war Joachim, den Gesang und Lärm angelockt hatten.

„Komm', Krummbein“, rief ihm einer zu, „komm' und trinke auf das Wohlergehen deines Kameraden, er will Soldat werden!“

„Nein, das will ich nicht! Ich habe einen Meister!“

„Laß den! Kommst du mit uns, so bist du selber dein Herr und Meister! Verstehst du das denn nicht mit deinem dicken Kopf? Mit uns ist freies Leben! Wein und Mädchen sind mit uns und in Hölle und Verdammnis fahre, wer wider uns ist!“

„Küssen und saufen und raufen durchs Land,
Hei! der Soldat hat den herrlichsten Stand!“

„Nein, ich bin kein Tölpel! ich habe einen Meister!“ sagte Lorenz halb zu sich, halb zu den andern.

„Freilich! er hat einen Meister“, rief Lucien mit gedämpfter Stimme den Soldaten zu. „Komm' alle her und schaut ihn euch an! Lorenz, und du, Joachim, komm' und seht!“ Wie alle um ihn standen, riß er den Vorhang zurück und ihre Blicke fielen auf Marcel, an dessen Hals das Bauernmädchen hing und die Lippen auf seine Wange drückte in leidenschaftlicher Erregung — — —

Als Verena, von Lucien geschoben, in den hintern Raum trat, um den Käsehändler um ein Plätzchen auf seinem Wagen zu bitten, erblickte sie einen Burschen, der ihr den breiten Rücken zuehrte und die Libelle, die durch den Tisch von ihm getrennt war, aufforderte, ihm seinen Hut auszuliefern. Den hatte sie sich aufgesetzt und hielt ihn mit über den Kopf geschlagenen Armen fest. Sie rief lachend: „Herr Käsehändler, ich scherze wirklich nicht! Wir zwei würden ein herrliches Paar abgeben: wir passen zusammen wie zwei Nußschalen! Ja, ja! Würden wir zusammenhalten, wir wären so glücklich wie der König von Frankreich! Höre, wie ich es meine: wir zögen von Stadt zu Stadt und würden uns dem Volke zeigen: du hast Arme wie Eisenstangen, damit würdest du mich in die Luft heben, ich würde darauf tanzen wie auf dem Seil und es würde Dukaten auf uns regnen! Steinreich würden wir! Und gern wollten wir einander

haben! Gern haben! Du würdest mich vor den Leuten auf den Händen tragen und ich dich heimlich, ja, ja, auf diesen meinen kleinen Händen den großen Brumm-Brumm!"

"Du bist ein gemeines Weib, und ich hab' dich für etwas Ehrbares gehalten! Gib mir den Hut, oder ich zeige dir, zu was meine Hände taugen!"

"Du willst mich nicht? Nun, so gefällt dir vielleicht die dort besser!" rief die Libelle und huschte an ihm vorbei in den vordern Raum.

Als sich Marcel umwendete, war er nicht wenig erstaunt, einer andern gegenüberzustehen; er hatte sie bei dem Lärm, den die Soldaten machten, nicht eintreten hören.

"Marcel, du?" stieß Verena hervor, erschrocken und erfreut zugleich.

Er sah sie schärfer an. "Das ist ja die Verena von Dietstetten! Wie kommst du hieher?" Sie fand keine Worte auf seine Frage; das seltsame Zusammentreffen lähmte ihr die Zunge.

"Sei mir gegrüßt", sagte er und reichte ihr die Hand. "Wie steht es zu Hause? Sind Vater und Mutter wohl und die Brüder auch?"

"Es geht ihnen gut!" brachte sie endlich hervor.

"Ist jemand mit dir?" — "Nein, ich bin allein!"

"Aber, ums Himmels willen, wie kommst du in diese Gegend und in dieses Haus?"

"Ich wollte — einmal nach dir sehen, Marcel."

Nun erriet er den Grund ihrer Reise. "Ist sie von Sinnen," dachte er, "begriff sie denn nicht, daß ich sie nicht zum Heiraten gern hatte? Wie muß ich ihr das begrifflich machen?" Da er etwas sagen mußte, fragte er sie: "Aber warum wählst du gerade den Sommer? Da hat man in den Bergen keine Zeit, zu seinen Gästen zu sehen, wie sich's gebührt, und die Herberge in den Alpbütten oben ist auch nicht bequem für deinesgleichen!"

Diese Rede zeigte ihr, daß all ihr Hoffen und Sehnen und Lieben verschwendet war, und ihre Reise eine Thorheit. Sie kam ihm ungelegen! Der Schlag war zu stark, sie kämpfte wacker mit sich, aber die Thränen rollten ihr doch aus den Augen und es war ihr, als lege sich eine eiserne Faust um ihre Kehle.

"Du weinst? Ist dir etwas Böses widerfahren? Kann ich dir in etwas helfen?"

Bei den milden Worten wurde ihr Weinen zum Schluchzen. Sie faßte sich jedoch nach einer Weile und sprach: "Du hast die Zeit vergessen, da du bei uns warst."

"Nein, Verena, sicherlich nicht! Ich . . ."

"Mach' keine leeren Worte! Ich fühle es jetzt: du hast damals mit mir nur ein Spiel getrieben, und das war nicht gut. Bin ich so schlecht, daß ich zu nichts als zur Kurzweil taue? Du bist ein Nichtswürdiger!"

"Verena, rede nicht so hart! Sieh' . . ."

"Vater und Mutter sahen nicht gern, daß wir zusammenhielten, das merktest du so gut wie ich, bist aber deswegen zu mir nicht minder freundlich geworden! Was konnte ich da anders denken, als daß du mir wohl, recht wohl gefinnt seiest?"

"Ich wollte die Alten etwas necken! Mich belustigten die scheelen Augen, mit denen sie uns beobachteten und

doch nie Anlaß fanden, uns etwas vorzuwerfen. Und warum sollte ich es verschweigen? Ich war dir ja wirklich gut, wie rechte Kameraden sich gut sind."

"Kamerad nur warst du mir? du hast scheint's vergessen, wie wir Abschied nahmen! Ich muß es dir wohl erzählen!"

"Ach, nein, laß das, ich weiß ja alles . . ."

"Laß mich reden, nachher soll's an dir sein! Es war im Herbst, wir heimsten Birnen ein. War's nicht so? Du warst oben auf dem Baume und schütteltest die Äste, ich war unten und las zusammen, was herabfiel. Dann stiegst du herunter und halfst mir die Körbe in den Sack leeren. Es dämmerte in der 'Hofet'¹⁾, als wir mit der Arbeit zu Ende waren. Jetzt wird es lange währen, bis ich wieder Birnen schüttle, sagtest du, vielleicht das ganze Leben nie wieder.' — 'So habe ich sie dir auch zum letzten Mal aufgegeben', sagte ich. — 'Ja, in meinem Bergnest oben ist es den Birnen und Äpfeln zu rauh, da gehen sie zu guten Leutchen, wie du bist,' fuhrst du weiter. Du siehst, ich habe jedes Wort behalten."

"Verschone mich, Verena," sagte Marcel, der wie auf einer glühenden Pflugschar stand.

"Nein, ich rede! Von guten Leutchen sprachst du und ich darauf: 'Und doch willst du wieder dort hinauf ziehen? gelt, es zieht dich etwas anderes heim?' — Du lachtest: 'Du meinst wohl mein Herz sei oben? Nein, Kind, das habe ich alleweil bei mir, man muß Sorge zu dem Ding tragen!' — 'Wer um sein Herz Sorge trägt,' sagte ich, 'hat keines! Wer ein rechtes hat, der verliert es, er weiß nicht wie.' — 'Ich muß gehen,' sagtest du hinwieder, 'sonst geht es mir hier gerade so, wie du sagst!' Und du strecktest mir die Hand entgegen: 'Wir wollen jetzt gleich Abschied nehmen, es ist besser so, als morgen vor allen andern. Du warst all die Zeit gut zu mir, Verena, ich danke es dir; wenn es der Himmel will, werden wir schon wieder einmal zusammenkommen. Gehab' dich wohl, und liesest du unter diesem Baume wieder Birnen auf, so denke ein wenig an mich, jedes Jahr ein Mal nur!'"

Marcel suchte sie wieder zu unterbrechen; sie aber ließ ihn nicht zum Worte kommen und fuhr fort: "Du drücktest, dies sagend, meine Hand so stark, daß es mich schmerzte; ich glaubte, du meinst es im Herzen, wie mit der Hand, und mußte bitterlich weinen. 'Greine nicht,' sagtest du mir, 'liegen auch Schneeberge zwischen zweien, was macht das aus? Man kann über die Gipfel und Gräte hinweg denken und sinnen.' Das sprachst du so lieb, daß es in mir jubelte und jauchzte und ich dir um den Hals fiel. Du hieltest mich fest, und ich war selig und meinte, du seiest es auch."

Marcel konnte nichts entgegenen. Er hatte selber oft an jenen Augenblick gedacht: da hatte er zum ersten Mal erfahren, wie Mädchenküsse thun. Der erste war ein unschuldiger gewesen, er hatte ihn nicht geraubt, er hatte nur genommen, was ihm freundlich und wie von selbst an die Lippen kam, und das mundete so gut und süß, daß er sich erfrechte, selber zu nehmen. Daß Verena damals ans Heiraten dachte, als sie die Arme um seinen Nacken schlang, ahnte er nicht; wie hätte ihm auch so etwas durch den Sinn fahren können? Er war neunzehn

¹⁾ Baumgarten.



Kindlein schläft.

Originalzeichnung von Georg Sittig, Zürich.

Jahre alt und sein Kopf voller Jugend, Leichtsinns und Ungebundenheit: man küßt sich, meinte er wohl, weil man sich so ein Vergnügen machen kann, ohne etwas auszugeben, ein Vergnügen, das einem warm und lieblich bis in den letzten Winkel der Brust dringt. Aber sich deshalb gleich für Zeit und Ewigkeit binden? Nein, das wäre ja Thorheit! Wer möchte da noch küssen!

Wie Berena Marcel schweigend und an alte Tage sinnend dastehen sah, erwachte in ihr die Zuversicht. „Seither“ fuhr sie fort, „habe ich stündlich an jenen Augenblick gedacht und täglich erwartet, du werdest es in den Bergen nicht aushalten und wiederkehren, mir nochmals die Arme öffnen und sie für immerdar um mich schließen. O, wie schön war es, Marcel, unter dem Birnbaum. Weißt du noch, wie plötzlich ein Windstoß kam, das Geäst rüttelte und das welke Laub auf uns herabblies, aufs Gewand, ins Haar, wie Schneeflocken, und wie wir uns fester hielten und es uns durchschauerte, süß bis ins Herz?“

Berena näherte sich ihm, und da er sichtlich ungeschlüssig war, in alter Erinnerung lebte und zugleich auf eine milde Art sann, ihr seine Verlobung mitzuteilen, flackerte in ihr die Hoffnung wieder auf, er sei ihr noch nicht verloren, die lange Trennung habe seine Liebe nur eingeschlafert, aber sie werde erwachen, wie unter dem Birnbaum, sobald ihre Lippen die seinigen berührt hätten. Wie Marcel ein passendes Sätzlein meinte gefunden zu haben und es ihm schon auf der Zunge schwebte, legte sie sich an seine Brust, und ihre Arme fanden wie einst den Weg um den Hals. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn leidenschaftlich die Wange, da er die Lippen wegwendete: sie war entschlossen, alles zu wagen, um alles zu erringen.

Er suchte ihre Arme zu lösen, sie aber umklammerte ihn mit aller Kraft; die Begierde, sich den Geliebten zu erobern und die Furcht, er möchte wieder entrinnen, erregten in dem einfachen Mädchen die helle Leidenschaft, und Marcel spürte, wie ihre Brust gegen die seinige drängte, als säße der Sturm drin und hätte sich vorgenommen, die Schranken zu brechen, um auch in seinem Herzen zu wühlen und zu wüten und zu rasen. Und er hörte ihre vor Erregung entstellte Stimme: „Oh, Marcel, Marcel, liebe mich wie einst, liebe mich, wie ich dich liebe, mach' mich nicht elend, mach' mich nicht unselig . . .“

So hing sie an ihm, als die Werber in den Raum drangen, und Lucien den Knechten zurief: „Da schaut ihn euch an, euern Meister, wie er das Mädchen herumreißt und küßt und verführt! Ha, ha, ha! das ist gelungen! Oh, der Hund!“

Marcel begriff, wie sehr er bloßgestellt war; der Unwillen erfaßte ihn und er schüttelte Berena von sich. „Sie ist von Sinnen!“ sagte er, wie um sich zu entschuldigen.

Das Mädchen, einsehend, daß nun alles verloren war, brach in Thränen aus, ließ sich auf einen Stuhl sinken und verhüllte das Gesicht.

Lucien trat zu ihr hin und sagte: „Gelt, Mädchen, er hat dir Hoffnung aufs Heiraten gemacht? Wir wollen dir helfen! Sprich, hat er dir Hoffnung gemacht?“

„Ja!“ schluchzte sie in ihrer Verzweiflung, sich über ihr Wort keine Rechenenschaft gebend.

„Berena, vergiß die Wahrheit nicht!“ rief Marcel. „Das Wörtchen muß ihm freilich unlieb sein!“
lachte Lucien. „Armes Mädchen, er hat schon einen Schatz, oben in Röttschweiler!“

Sie schrie auf bei dem Wort und sank dann in sich zusammen und saß da, wie das Mensch gewordene Elend.

„Ihr habt es alle gehört, Knechte, und ihr, Kameraden, er hat ihr das Heiraten versprochen, und jetzt wirft er sie von sich, wie man eine garstige Spinne abschüttelt. Er hat ihr Gewalt angethan, schaut sie nur an in ihrem Jammer! Sagt euch der nicht alles? Und all ihr Lohn ist ein Fußtritt! Es ist empörend!“

„Ich habe ihr nichts versprochen und habe ihr nichts gethan! Das weiß sie so gut wie ich! Euch aber geht alles nichts an!“

„Dir glaube, wer mag! Ich sah euch durch den Vorhang zu: bist du ein Mann, so machst du sie zu deiner Frau!“

„Du bist ein Schuft!“

„Ja, ja, nenn' ihn wie du willst!“ riefen die Soldaten, „Lucien hat doch recht! Ein Weib ist kein Wurm, den man zertritt und dann fürbaß geht!“

„Gebt mir Raum, ihr Spitzbuben, daß ich gehe!“

Sie versperrten ihm den Weg. Er sah, daß sie es darauf abgesehen hatten, ihm seinen guten Namen zu vernichten, und der Zorn lohte in ihm auf. Sein Blick fiel auf die Kopfpeitsche in Joachims Händen; er entriß sie dem Knechte und drang auf die Werber ein. Sie aber zogen ihre Seitengewehre und schienen nicht übel Lust zu haben, zuzustoßen.

Berena durch das Geklirr der Säbel erschreckt, sah auf und erkannte die Gefahr. Sie sprang empor, stellte sich abwehrend den Klingern entgegen und flehte: „Tödet ihn nicht! Ums Himmels willen, tödet ihn nicht! Ich bin ja an allem schuld!“

Die Libelle, die kühleres Blut hatte und an dem Auftritt ein Vergnügen fand, schob Berena auf die Seite und fing an, vor den Soldaten auf und ab zu tanzen, wobei sie die Füße zuweilen bis an die Säbelspitzen aufwarf. Ihr Gebaren dämpfte das beim Anblick der geschwungenen Peitsche in Wallung geratene Soldatenblut.

Marcel herrschte Lorenz und Joachim an: „Her zu mir, Knechte!“ Sie zögerten; er sah sie mit flackernden Augen an, die konnte Lorenz nicht ertragen und er trat vor.

„Faß einen Stuhl! der Knecht stehe zu seinem Meister! Und nun laßt uns frei, oder wir schlagen drein!“

Die Soldaten erwarteten den ersten Streich in ruhiger Haltung; da hüpfte die Libelle herbei, stellte sich neben die Hirten und, eine Stricknadel in die Höhe haltend, rief sie den Werbern zu: „Platz! oder ich steche euch alle zu Tod!“

Im vorderen Raume erklangen Stimmen. Leute aus der Nachbarschaft, denen das Lärmen und Kreischen aufgefallen war, hatten sich herein gewagt, und manche verspürten Lust, den unwillkommenen Gästen, die ihnen die gnädigen Herren von Bern geschickt hatten, mit den Fäusten zuzusetzen, wenn immer es anginge. Die Soldaten aber wollten mit ihnen keinen Streit.

„Seid unbeforgt, ihr Leute, es soll in eurem Flecken kein Blut fließen. An uns liegt die Schuld nicht, daß es so unmännlich zugeht. Sind da die beiden Hirten bei uns eingetreten, haben unsern Wein getrunken, haben die Mädchen herumgerissen und begehrt mit ihnen gethan . . .“

„Das lügst du! Glaubst ihm nicht!“

„Ihr hört ihn! Sauber ist er, sauberer als ein Engel! Ihr seid meine Zeugen, Soldaten, und ihr, Knechte! Sagt! Hat er diese Landstreicherin in seinen Pranken gehabt oder nicht?“

„Ja! Das hat er!“

„Ich bin keine Landstreicherin!“ stöhnte Berena.

„Nein, bei Gott nicht!“ schrie Marcel, „es ist die Tochter meines Meisters zu Diebstehlen.“

Die Soldaten lachten, und Lucien rief den Einheimischen zu: „Das hat er gut eronnen! Er ist so dumm nicht, wie ich glaubte! Wenn wir es nur nicht besser wüßten! Wir haben die Dirne gestern oder vorgestern von der Straße aufgelesen und ihr aus Erbarmen ein anständiges Kleid gekauft, denn sie ging in Fetzen. Entlaufene Keflerware ist's!“

Berena, empört, wollte sich erheben und auf ihn losstürzen, sank aber vernichtet zusammen. Was sie thun wollte, unternahm Marcel; die Soldatenklingen jedoch starrten ihm entschlossen und grimmig entgegen. Da wendete er sich an die Bauern: „Glaubt ihm nicht! Er ist ein Halunke und jedes seiner Worte eine Lüge!“ Er sah nur ungläubige Gesichter, denn alle wußten, daß das Mädchen auf dem Wagen der Werber zu ihnen gekommen war.

„So ist es auch erlogen, daß du mir versprachst, Handgeld zu nehmen, wenn ich dir die Landstreicherin verschaffe? Handgeld zu nehmen! Sag', das sei auch erlogen!“

Marcel war sprachlos. Die Peitsche in der Hand schien ihm zu sanftmütig; er riß Lorenz den Stuhl aus den Händen und drang auf Lucien ein; aber er hatte alle gegen sich, selbst die Bauern.

„Hört, was sein Knecht sagt!“ rief Lucien. „Sprich, Lorenz, hast auch du keines der Mädchen begehrt? Gib Antwort! Gib ehrliche Antwort, sag' ich!“

„Doch,“ sagte die aufrichtige Haut unter allgemeinem Gelächter.

„Ihr hört's, der bekennt! Von dem andern begehren wir es nicht, wir thäten ihm zu viel Ehre an! Er mag gehen zu seinen Kühen und Kälbern! Er hat versprochen, Soldat zu werden: es gelte nicht, er ist zu schlecht für unsern Stand!“

Marcel schäumte, aber er vermochte nichts gegen die Menge. Zu den Umstehenden, deren Zahl beständig wuchs, war auch sein Vetter Favrod getreten. Der drängte sich vor und sagte zu dem Wütenden: „Laß es gut sein! Du hast eine Thorheit begangen, komm' mit mir hinaus und geh' deiner Wege!“

„So glaubst auch du, ich habe etwas Unrechtes verübt? Das Mädchen ist keine Dirne! Ich habe es schon gesagt: sie ist von Diebstehlen und meines Meisters Tochter!“

„Ja, ja, es ist schon gut: Geh' jetzt deiner Wege!“

Der Argwohn des Veters schnitt Marcel in die

Seele. „Ich schwöre dir einen heiligen Eid, daß es so ist!“

Die Werber lachten; die Libelle aber, der bei aller Verdorbenheit ein Stückchen Herz geblieben war, protestierte mit kreischender Stimme: „Das heiße ich den Scherz zu weit treiben! Es verhält sich alles so, wie der Käsehändler sagte: er hat nichts Schlechtes begangen!“ Alle lachten und einer rief: „Er hätte der Dirne etwas Unrechtes gethan, wenn er ihr nichts Unrechtes gethan hätte!“

„Bei meiner Ehre, er that es nicht!“ eiferte die Libelle.

„Die Kleine schwört bei ihrer Ehre für die Ehre der andern! Ha, ha, ha! Wegenehre, Eiterschwäre! Das kennt man!“

Favrod ergriff Marcells Arm: „Komm mit mir! du thust einem leid!“

„Bei Gott, ihr thut mir unrecht,“ stöhnte der Bursche.

„Komm', komm' mit! Du solltest längst nicht mehr hier sein!“

„Bringt ihn seiner Jenny heim, Favrod!“ rief Lucien.

„Seiner Jenny heim!“ Das Wort durchfuhr Marcel wie Gift. Er ballte die Faust, um den Rufer zu züchtigen, aber sie schien ihm auf einen Schlag kraftlos geworden zu sein; denn die Ahnung kam ihm, daß dieser Auftritt noch schlimmere im Gefolge haben würde.

„Komm'!“ drängte der Vetter, und er folgte mechanisch. Seine Gedanken waren nicht mehr bei den Werbern, sie waren oben in den Alpen. „Was wird sie sagen? Was wird sie sagen? Nun ist es aus!“

„Das ist der Schwingerkönig von Nötschweiler!“ rief ihm Lucien hohnlachend nach. Er hörte es nicht, so wenig wie Berenas Schluchzen und das Gerede des Veters an seiner Seite.

Durfte er Jenny wieder unter die Augen treten? Er hatte ihr an der Schryfeten gesagt, er habe noch keiner seine Liebe verpfändet: hatte er damals gelogen? Hatte Berena ein Recht auf ihn? Er war sich jetzt selber nicht klar. So viel mir fühlte er, daß er ihr gegenüber im Unrecht stand, und daß ihr um seinetwillen heute maßlose Schmach angethan worden war; aber es war nicht Mitleid, was er für sie empfand, es war Grimm und Groll. „Was mußte mir die Spinne über den Weg laufen!“

Auf dem Marktplatz angelangt, wollte er den Weg thalwärts einschlagen. „Wo hast du dein Fuhrwerk?“ fragte Favrod.

„Was sagst du?“ — „Wo du dein Fuhrwerk habest!“

„Es steht auf dem Platz.“ — „Wo?“

Nichtig, es war fort. Als Joachim, dem Gesang und Geschrei folgend, ins Haus getreten war, setzten die Mücken und Fliegen Manni so arg zu, daß es Reißaus nahm und der Heimat zustrebte.

„Und deine Knechte? Willst du sie in der Höhle lassen? Warte, ich will sie rufen!“

„Nein, ich gehe selber!“

Drin bei den Werbern war der Lärm aufs neue losgebrochen. Lucien, den Sieg über den Gegner ausbeutend, hatte ihm all seine Galle nachgespußt und dann



Der letzte Batzen.

Gemälde von Richard Schaupp (St. Gallen), München.

auch Berena mit beißendem Hohn überschüttet. Da nahm sich die Libelle der Hüflosen, Vernichteten und Ratlosen an und bewarf den Soldaten mit den verbsten und mißwöndigsten Ausdrücken, die sie auf dem Pflaster der Städte und Städtchen aufgelesen hatte, zum großen Ergötzen alles Volkes. Wie sie mit ihrem Geschimpfe das Gegenteil von dem erreichte, was sie wollte, geriet sie in Raserei, griff nach Gläsern und Flaschen und warf alles zu Scherben, bis man ihr mit Händekraft die Unschicklichkeit ihres Betragens zu fühlen gab.

Als Marcel unter die Thüre trat, fiel sein Blick auf Berena. „Nimm das Mädchen dort mit dir nach Hause, Better,“ sagte er zu Favrod, „spanne morgen dein Roß an und fahre mit ihr nach Dietstetten.“

Der Angeredete betrachtete ihn ungläubig.

„Es ist, wie ich sagte: es ist die Tochter meines Meisters“, versicherte Marcel.

„Ich will dir den Wunsch erfüllen!“

Nun rief Marcel nach seinen Knechten: „Lorenz! Joachim!“

Lorenz trat vor: „Ich komme nicht mit dir, Meister, ich gehe mit den Soldaten.“

„Bist du von Sinnen?“ schrie ihn Marcel an, „zieh' diesen Schurkenrock aus, oder ich schlage dich mit der Peitsche windelweich.“ Lorenz wollte wiederholen: „Ich komme nicht!“ aber er sah, wie es in des Meisters Armen zuckte, und da er einem festen Willen und zorniger Gebärde nie widerstehen konnte, gehorchte er.

„Und nun hinaus und heimwärts!“ — Lorenz ging, von den Werbern gehöhnt.

„Adee, Schatz!“ rief ihm die Libelle nach, die das seelische Gleichgewicht schon wieder gefunden hatte. Da wandte er sich nochmals um und streckte ihr die Hand entgegen. Man lachte, und die Libelle hüpfte auf ihn zu und schlug ihre Hand klatschend in die seine.

„Auf Wiedersehen, Schatz!“ sagte sie lustig. Er sprach ihr das Wort nach: „Auf Wiedersehen!“ und schritt fürbaß mit seinen haltlosen Knien.

Derweil hatte sich Marcel nach Joachim umgesehen. Dort stand er in einer Ecke und neben ihm Lucien, der ihm eifrig zuredete: „So mußt du's machen, mir zu lieb und dir nicht minder! Sei, das wird ein Spaß werden, ein Heidenpaß!“

„Kommst du, oder kommst du nicht?“ rief Marcel dazwischen.

„Er kommt nicht! Heute nicht; aber vielleicht morgen oder übermorgen!“ lachte Lucien.

„So mag er bleiben!“ knurrte Marcel und ging.

Wie vom Sturmwind gefaßt, eilten die zwei Sennen das Thal hinauf, Nötschweiler zu. Marcel fuhr es wie ein Messer durchs Herz, als er, um einen Bergvorsprung biegend, die ersten Hütten des Dörfchens erblickte. Dort an der Halde, von der Abendsonne bestrahlt, mit brennenden Fenster Scheiben, stand Jennys Häuschen, in das er im Winter ziehen wollte, um mit seinem „Mütterchen“ zu hausen. Seine Zähne knirschten vor Wut gegen sich selbst und den Glenden, der ihn so tief in den Morast gestoßen, und knirschten auch gegen Berena.

„Nun hält mich das ganze Thal für einen unfauberen Burschen, ich mag sagen, was ich will: ich habe Ehre und guten Namen besudelt . . . ich darf Jenny nicht mehr unter die Augen treten. Und was habe ich ver-

brochen? Nichts! . . . Nichts?“ Er sann: „Heute vielleicht das Schlimmste nicht, aber es ist, wie Berena sagte: ich habe ein Spiel mit ihr getrieben, und jetzt rächt es sich und zerfrisst mir mein Glück, das ich schon glaubte in den Händen zu haben. Ist der Leichtsinns so sträflich, daß es mir so bitter ergehen muß?“ Er sah wieder nach Jennys Häuschen hinauf und eine Thräne schlich ihm über die Wange. „Wie soll ich es ihr sagen?“

Als sie zu Hause ankamen, stand „Manni“ mit dem Wagen vor dem Stalle und nagte gelangweilt am Thürrpfosten. Lorenz versetzte ihm einen Fausthieb in die Rippen, Marcel aber schickte den Knecht weg und führte das Tier ins Haus, um es zu füttern.

Es war zu spät, um in den Berg hinaufzusteigen; die beiden mußten im „Grund“ übernachten und legten sich schlafen, ohne ein freundliches Wort ausgetauscht zu haben. Marcel fand den Schlaf nicht; je länger er über seine Lage nachdachte, um so deutlicher kam ihm die Gewißheit, daß er seine Strafe verdient habe. Der Groll auf Berena fiel auf ihn zurück und die Schmach, in der er sie gesehen, fing an ihn unsäglich zu drücken. Was hatte sie verbrochen? Sie hatte ihm vertraut, das war ihre ganze Schuld.

Furchtbar sah er das Gewitter sich über ihm zusammenballen. Wie sich wehren? Der Schein und die Meinung der Leute, alles war gegen ihn, und er ahnte, wie scharfes Gericht die einfachen Bauern über ihn halten würden. Ihnen aus den Augen gehen! Fliehen! Das wäre feig gewesen und ein Geständnis! Wenn sich der Vorfall verheimlichen ließe? Wenn er dem Knechte das Wort abnähme . . . Nein! so würde der Meister des Knechtes Knecht! Und was hülfte es? Der ganze Markt flecken war ja unterrichtet und jeder Wind konnte die schlimme Geschichte thalaufwärts tragen. Und vielleicht war das Unheil schon auf den Füßen: was hatte Lucien mit Joachim abgemacht? Es gab keine Rettung, er mußte die Schmach kommen lassen; aber wie sie ertragen? Wie Jenny und den Eltern unter die Augen treten?

Von der Unruhe getrieben, erhob er sich nach Mitternacht, ging zum Flusse hinab und warf sich in die kalten schäumenden Fluten und kämpfte mit ihnen und stieß gegen sie, bis ihm die Kraft erlahmte. Abgekühlt und ermattet streckte er sich aufs Lager aus und wurde ruhiger; denn die in der Erschöpfung abgestumpfte Seele vermochte nicht mehr so scharf nach sich selber zu stechen, wie zuvor. Er suchte sich zu überreden, die Sache sei so schlimm nicht, wie er sie sich die ganze Zeit vorstellte, auch der schärfste Richter könnte ihm kein Haar krümmen! Mit diesen Sophistereien schlief er endlich ein. Als er erwachte, stand schon die Sonne über dem Thal. Er sah nach Lorenz. Der war fort. Das beunruhigte ihn und weckte in ihm wieder das Bangen vor dem Unheil, das nach ihm schlich. Wohin war der Knecht gegangen? „Manni“ wieherte im Stall, als es seinen Tritt hörte. Er band es los und stieg mit ihm bergwärts, der Alpe „Fontana“ zu, wo die Seinen eben waren. Sein Blick war nach innen gekehrt; der Berg hätte vor ihm einsinken können, er hätte es nicht gesehen. Nebelklumpen stiegen dann und wann vom Flusse auf, strichen an den Bergwänden empor, hüllten Mann und Roß in ihre grauen Schleier, die Sonne

verdunkelnd, und hingen plötzlich wie durch Zauber gehoben, hoch in der blauen Luft, zur Gutwetterwolke geballt, kaum dicht genug, um einen Schatten auf den sonnigen, leuchtenden Berg zu werfen. Marcel sah das Spiel nicht; für Himmel und Wolken, Sonnenschein und Schatten war er blind, nichts war für ihn da, als das wiedererwachte müde Gefühl in Kopf und Brust, das Gefühl einer Schuld, die der Verstand leugnete, das Gefühl aber anerkannte.

Wie anders war er gestern zu Thal gestiegen: mit sauberm Herzen und gesundem Gewissen!

Herbengeläute weckte ihn aus seinem Grübeln. Er sah vom Wege auf; in einer Mulde gingen die Kühe, abseits stand wieder ‚Brummi‘, der Stier, den Kopf nach Marcel gerichtet, unbeweglich wie ein Felsblock. Gestern hätte der Hirt mit ihm ringen mögen, er dünkte sich dem unvernünftigen Vieh gleich an Kraft und unendlich überlegen durch etwas Besseres. Und nun? Er beneidete die Bestie um ihre innere Gesundheit, um ihre Ruhe und ihr Gewissen. Es kam über ihn ein solcher Grimm gegen sich selbst, daß er auf den Stier losging und ihn mit den Fäusten mißhandelte, hoffend, er werde sich gegen ihn wenden, ihn mit den Hörnern zu Boden schleudern, und, sich seiner erbarmend, ihn mit den Hufen zermalmen. Aber ‚Brummi‘, der von seines Meisters Hand noch nie etwas anderes als Salz und etwa einen freundschaftlichen Klaps bekommen hatte, begriff ihn nicht; er ließ sich nicht aus dem Gleichmut bringen, sondern wandte sich, die Haut schüttelend, weg und trabte davon, den andern demütigend.

Als der Bursche sich der Alphütte näherte, sagte seine Schwester Luise zu ihrer Mutter: „Sieh’ doch, wie Marcel seltsam daherkommt!“

„Das ist ja Lorenz am gebeugten Gang!“

„Mutter, siehst du nicht mehr scharf?“

„Ja, wahrhaftig, er ist’s! Der Bub¹⁾ arbeitet uns zu streng und meint immer, er könne sich nicht genug aufladen; kein Wunder, wenn es ihm den Rücken beugt!“

Nachdem Marcel den Frauen den Gruß geboten und ‚Manni‘ das Geschirr vom Halse genommen, fragte er so unbefangen, als es ihm geriet: „Wo ist der Knecht?“

„Wie sollen wir das wissen?“

„Ist er heute nicht heraufgestiegen?“

„Wir sahen ihn nicht.“

Marcel ging ihnen aus den Augen. Ja, das Unheil war am Werk! Gegen Abend sah er unten an der Alp jemand den Wettertannen nachschleichen. Er erkannte ihn, es war Joachim. Er ahnte, was der Küher betrieb: er war in der Frühe aufgebrochen und in den Teil des Berges hinaufgestiegen, wo Jenny und die Ahrigen eben sömmeren, und nun war er auf dem Wege, die Kunde von seiner Schmach überallhin zu tragen, entstellt, verleumderisch, wie sie ihm Lucien vorgefagt hatte. Die Lust überkam ihn fast, dem Unheil nachzueilen und es über eine Fels zu stürzen, aber er überwand sich.

Die Sonne war schon zur Rüste gegangen, als Lorenz sich in der Alp einfand. Da er ganz niedergeschlagen war, fragte die alte Kouz ihren Sohn: „Was ist euch Männern gestern oder heute geschehen? Es ist ja keiner mehr, wie er ging!“

¹⁾ = Sohn.

„Was soll mit uns geschehen sein?“ sagte er und schritt davon.

„Habt ihr euch gezanzt? Hat der Knecht über sein Maß getrunken?“ rief sie ihm nach.

„Nein!“ gab er zurück.

Später erfuhr man, warum Lorenz so früh aufgebrochen und so spät wiedergekehrt war. Er hatte in der Nacht den Plan gefaßt, sich anwerben zu lassen. Aber er fand die Werbergesellschaft anders, als er sie sich all die Zeit vorgestellt hatte: die Seiltänzerin war noch am Abend des stürmischen Tages aufgebrochen, um ihr Glück anderswo zu suchen. Die Soldaten wollten nun freilich Lorenz an sich locken, er aber hätte einen Soldatenrock nur angezogen, um der Libelle besser zu gefallen, und kehrte, da sie verchwunden war, ernüchert in seine Berge zurück, mit dem festen Entschluß, das Glück, ein Weibchen zu besitzen, den andern zu überlassen.

IV.

Jener Samstag, der dem Bergfeste vorausging, schwebte wie Silberglanz durch das Gebirgsthäl und sank am Abend hell aufglühend hinter die Felszacken hinab. Lange noch zitterte ein Widerschein seines aus Lichtfäden gewobenen Kleides am Abendhimmel und das Gebirge zeichnete darauf seine dunkelnden Massen wie auf Goldgrund. Da und dort, sich in Blut und Geflimmer verzehrend, schwebte ein leichter Wolkenstreifen dahin, als hätten die Bergzinken von dem vorbeischwebenden Gewand ein Fetzchen, eine Franse, einen Faden losgerissen.

Wie oft ist so der Tag über Röttschweiler und seine Alpen hinweggezogen und hat sich so der Abend auf Thal und Gebirge gesenkt, als etwas Alltägliches, Selbstverständliches von keinem Auge bewundert in seiner himmlischen Pracht! Und wie oft wird das gleiche Schauspiel ebenso herrlich und ebenso unbeachtet über das Land schweben und in der Ferne versinken! Wie oft noch werden die Herden ihren alltäglichen Gang machen, an den Halden auf und an den Halden ab, und hinter ihnen drein die Hirten, mit dem immer gleichen Zuruf, den ein Geschlecht dem andern übergibt und der sich so wenig ändert, wie unten im Dörfchen der Klang der Besperglocke.

Gleichmäßig vergehen den Hirten die Tage und Wochen und Jahre; gleichmäßig wandeln sie ihr Leben ab, wie die Sonne am Tag ihren Bogen und die Sterne bei Nacht ihre Strecken. Diese Gleichförmigkeit spiegelt sich in ihrem Charakter wieder. Sie hängen am Alten: an Vätersitte und an altem Erwerb, an ererbten Pfaden und überkommenem Erdgrund. Selbst was hie und da das tägliche Einerlei durchbricht, die Schryfeten, die Alpfahrt, das Bergdorf, gehört zu dem seit grauen Zeiten geregelten Getriebe, wie jene Gestirne, die nur von Zeit zu Zeit, aber immer berechenbar, am Nachthimmel erscheinen, zur Weltordnung gehören.

Nur dann und wann bringt etwas Fremdes in das Thal ein und versetzt es in Aufregung, sowie ein Krankheitskeim, der in eine Wunde bringt, den Körper durchsiebert, oder wie ein Hagelwetter, das alle Jahrzehnte einmal diesen friedfertigen Erdenwinkel heim sucht, die Bewohner erschreckt und ihnen verkündet, daß zwischen Himmel und Erde nicht lauter Segen und Frieden schwebt.

Manchmal ist es ein Viehsterben, was sie in Be-
fürzung verfehlt, manchmal ein Felssturz, der eine Alp
überschüttet, manchmal ein Mensch, der aus ihrem eigenen
Blute ist und doch nicht ihre Art hat und der sie ängstigt,
gleich einem jener seltsamen, aus dem Himmel tauchenden
und doch die himmlische Ordnung durchbrechenden Nebel-
sterne, von denen man glaubt, sie weisfagen Hunger
und Krieg.

Aber alles geht vorbei. Die Pestilenz zieht ab, wie
sie kam; ist eine Alpweide verschüttet, so sömmernt man
das Vieh anderswo und schickt sich in den Verlust; die
Menschen, die nicht in das Thal passen, verschwinden
von selber, wie am Himmel die Kometen und die fallenden
Sterne: sie ziehen in die Ferne, oder fallen tief. So
folgt immer der kurzen Aufregung die lange Gleich-
förmigkeit und das Leben verläuft im Kleinen so, wie
sich aus der rechten Höhe alles Menschenlos und Völker-
schicksal ausnehmen muß: die Geschlechter folgen sich,
wie die Wellen im Meer, ein ewiges Gewoge; zuweilen
kommt wohl ein Sturm und peitscht die Wasser auf und
lüftet die Tiefen, aber bis zum folgenden Morgen hat
sich alles geglättet und über die Fläche gleitet wieder
das alte Auf-und-Ab, der gleichförmige, melodische Wellen-
schlag — — —

Ueber der Alp Fontana, wo die Roux im Juli die
Herde sömmernten, lag an jenem Samstag vor dem
Bergdorf etwas Fremdes, Unheimliches, das Gemüt
Aengstigendes, als hätte hinter jedem Wolken Schatten, dem
lachenden Himmel zum Trost, ein Blitz und ein Donner-
schlag gelauert. Marcel und Lorenz gingen dumpf ihres
Weges und schienen lieber einen Umweg zu machen, als
einander entgegenzutreten. Nur der alte Roux merkte
nichts; denn schon lange Zeit hat er im Sommer für
nichts mehr Augen, als für sein Vieh und sein Weid-
gras; seine Frau und die Töchter dagegen steckten die
Köpfe zusammen und flüsterten und vermuteten und
ängstigten sich. Indessen fehlte es nicht ganz an tröst-
lichen Gedanken: man war ja an der Schwelle eines
jener Freudentage, die von Gott oder den Menschen
dazu gemacht worden sind, um den Geplagten das Sorgen-
joch abzunehmen.

Als sich das Thal schon mit Dunkelheit gefüllt hatte
und nur die Höhen noch schimmerten, schritt der alte
Roux der Hütte zu, um sich die verdiente Ruhe zu
gönnen. Vor der Thüre stand Luise und fragte ihn:
„Wird das Wetter uns morgen wohl mögen, Vater?“
Er stand still, musterte den Himmel und dann die Fels-
berge jenseits des Thales; denn diese sind die Wetter-
propheten der Aelpler: erscheinen sie glatt, oder sinken
am Abend die Wolken lotrecht von ihren Kämmen ins
Thal, so bedeutet das Regen. Heute war keines der
bösen Zeichen zu sehen: gleich schmalen grünlichen Röhren,
langsam und arbeitsmüde, kamen die in der Abendkühle
sich bildenden Wolken daher gefegelt und legten sich in
langen Reihen an die schroffen Bergwände, wie die
Rachen ans bergende Ufer, und blieben unbeweglich
stehen, fast alle in gleicher Höhe, nur die Enden zer-
faserten nach und nach und verschmolzen mit den Röhren
vorne und hinten.

„Es wird morgen kein Wölkchen am Himmel stehen,“
sagte Vater Roux und trat in die Hütte. Das Mädchen
freute sich über die Auskunft, denn es erwartete viel

Freude vom Bergdorf: da sollte es René sehen, von
dem es seit dem Winter in jedem müßigen Stündchen
träumte und in manchem unmüßigen auch. Wird er
mit ihr tanzen? Wie wird es ihm beim Schwingen er-
gehen? Einer der Stärksten ist er nicht, aber flink wie
ein Eichhorn! Wenn er nur keinen Gang mit Marcel
wagt! dem wäre er nicht gewachsen. Und wenn gar
ihr Bruder in der Schlechtwetterlaune wäre, die er den
ganzen Tag herumtrug: es könnte wahrlich ein Unglück
abgehen. Sie mußte vorher mit Marcel darüber reden.
Aber nein! dann wäre ja alles verraten!

Wie sie so überlegte, kam Marcel auf die Hütte zu.
Auch er hatte nach dem Wetter ausgesehen und hätte
mit der Faust in die friedfertigen Wolkenfahne fahren
mögen. Er hatte gehofft, es werde nach den heißen
Tagen Unwetter eintreten, so ungestaltet, daß man das
Bergdorf nicht würde abhalten können; aber das Hunde-
wetter kommt nur, wenn es einem das Heu oder das
Haus ersäufen kann.

Marcel bangte vor dem Feste: da wird das Unheil
auf ihn losfahren, er ahnte es. „Soll ich mich dahin
begeben, wo es auch hinkommt? Thu' es nicht, es wäre
Thorheit! Aber dann richte ich mich selbst, und man hat
recht, mich einen Feigling zu schimpfen.“

Nein, er mußte dem Unheil entgegentreten und ihm
die Zähne weisen. Wer zeugte wider ihn! Joachim,
der Verrückte! Mit dem wollte er fertig werden und
mit den andern auch. „Aber wenn auch sie mich ver-
dammt . . .“

Als er so brütend vor der Hütte stand, die Augen
nach den verblaffenden Bergspitzen gerichtet, ohne sie zu
sehen, kam Luise auf ihn zu und reichte ihm den Trichter.
„Willst du den Alpsegen heute Nacht nicht blasen?
Hörst du, wie es hell tönt von der Alp Tschira herab?“

Er fuhr zusammen. Die gute Schwester ahnte nicht,
wie wehe sie ihm that. Er horchte eine Weile auf die
fernen feierlichen Klänge und blickte hinüber nach der
Stelle, von wo nun bald Jennys Laterne ihm winken
sollte. Er hätte vor Luise in den Erdgrund versinken
mögen: er hatte den ganzen Tag sein Gewissen ge-
schweigen wollen und verachtete sich am Abend noch
mehr als er es am Morgen gethan.

„So blas doch, Marcel!“ jagte die Schwester so gut
und freundlich, als es ihre helle Stimme konnte.

Er trat etwas vor, setzte den Trichter an den Mund
und wollte rufen: „Gott und Vater im Himmel oben,
schirm' mir alle meine Loben!“ — — —“ Aber der
Ton erstarrte, ehe er recht angeklungen hatte: statt des
Alpsegens brachte der Trichter nur ein Stöhnen hervor,
als hätte dem Rufer in dem Augenblick eine Kugel die
Kehle durchbohrt.

„Uns Himmels willen, was ist dir?“ rief Luise. Er
antwortete nicht, sondern warf das Instrument in den
Rasen und schritt tiefatmend von der Hütte weg. Sein
Auge spähte hinüber nach Jennys Licht, aber es winkte
nicht an jenem Abend, wie es auch Tags zuvor nicht
gewunken hatte: sie wußte also, was vorgefallen war
und zürnte und hatte vielleicht auf immer gebrochen.
Was für ein Wiedersehen wird das morgen sein!

Als er sich nach einer unruhig durchträumten Nacht
erhob, riß es ihn wieder hin und her: „Geh' ich, oder

1) Röhre.

gehe ich nicht?“ Endlich brach er doch auf, nachdem er die andern lange auf sich hatte warten lassen. Es war ihm zu Mute wie einem Verurteilten, den man zum Galgen hinaufführt, der vom Hügel seinen Arm nach ihm ausstreckt.

Nur Lorenz blieb in der Hütte zurück. Er wollte die Festfreude den andern überlassen und that Marcel einen Gefallen damit: so war ein Zeuge weniger.

Auf der Alp Tschira war schon ein buntes Treiben, als der alte Roux mit den Seinen nahte. Jodelnd und singend stiegen die Sennen von allen Seiten herauf und heran und begrüßten einander aus der Ferne mit gellenden Jauchzern, die lustig von allen Klüben und Wänden widerhallten. Vor der Sennhütte kosteten einige Knaben das Vergnügen der Erwachsenen voraus, indem sie miteinander rangen, oder Steine zu heben suchten. Mädchen, große und kleine, flochten sich farbige Kränze aus tiefblauen Enzianen und Glockenblumen, roten Primeln und Alpennelken, und wanden sie ins Haar. Mitten auf dem ebenen Rasenplätze, wo getanzt werden sollte, stand der große Milchkessel: auf dem versteht man eine seltsame Musik zu machen und tanzt dazu den ‚Kesseltanz‘.

Marcel saß die Angst im Herzen, als er sich der Hütte näherte; jetzt sollte er erfahren, was Joachim seit gestern ausgerichtet hatte. Wenn die Angst unbegründet wäre? Wenn er sich die Sache schlimmer vorstellte, als sie war? Nein, man hatte ihn schon gerichtet: der erste Blick verriet es ihm. Er sah, wie sich die Leute nach ihm drehten, einen Augenblick nur, um gleich wieder die alte Haltung anzunehmen; er erriet an ihrem Rücken die Blicke, die sie sich zuwarfen.

Es ist üblich, sich die Hand zu geben, wenn man sich fast zwei Monate lang nicht gesehen hat. Man versagte ihm die Hand nicht, aber man zog sie schneller als sonst wieder aus der seinigen und drückte so wenig herzlich zu, als hätte man etwas Unsauberes daran

gespürt, als hätte man sie im Verdacht gehabt, rüdig zu sein.

Es kochte in ihm und würgte ihn; er hätte in den Haufen schreien mögen: „Ihr thut mir unrecht! Bei meiner Seele, ich bin nicht, wie ihr denkt!“ Aber er durfte es nicht, wenn er auch fühlte, daß das stumme Urteil ihm Kraft und Mut und Selbstachtung tötete. Wenn sie mit ihm gesprochen hätten, er hätte sich vertheidigen können; aber sie schwiegen und wichen ihm aus, und das zerriß ihm die Brust wie Gift.

Joachim war schon da. Er hatte seine zerlumpten Kleider mit bessern vertauscht, die ein Senn ihm zu dem Feste geschenkt oder geliehen hatte. Die Ankommenden schüttelten ihm kräftig die Hand; solche, die die unsaubere Geschichte nicht von ihm selber erfahren hatten, hefteten fragende Blicke an ihn oder zogen ihn aus dem Gedränge, und andere folgten nach, um seine Aussagen nochmals zu hören.

Luise wendete sich an ihren Bruder: „Was steckt in der Luft? Es ist gar nicht wie sonst; es gibt ein Unglück an diesem Bergdorf.“ Sie war mit René zusammengetroffen, aber es war kein heiteres Wiedersehen gewesen, er hatte sie so seltsam angesehen.

Marcel zuckte die Achseln und wollte gleichgültig sein, aber um seinen Mund zuckte es wie Schmerz oder Ingrimm; um jemand bei sich zu haben, fing er mit der Schwester zu plaudern an und hielt sie zurück, als sie sich entfernen wollte, wohl um René etwas näher zu sein.

Hinter einer Erdwelle tauchte Gabriel Jaquot auf, etwas mühsam an einem Stocke gehend. Sein Vater und Jenny folgten ihm. Da und dort glitt ein spöttisches Lächeln über ein Gesicht, als sie nahten. „Hab' ich's nicht gesagt, Marcel werde seine Haut nicht von einem Tag zum folgenden ändern? Jetzt hat sie die Bescherung. Wohl bekomm's!“

(Schluß folgt).

— Geistergruß. —

Es war ein rauher Allerseelentag,
Grau rings der Himmel; in den Wolken lauernd
Lag schon der Winter und sah kalt ins Thal.
Die Erde fror; im Nordwind tief erschauernd,
Sich bettend in das welke Laub der Bäume,
Sank sie in Schlaf und Auferstehungs-Träume.

Ich stand auf einem teuren Grab, allein,
Bei frischen Asten und verdorrten Rosen.
Es rüttelte der Wind am schlichten Kreuz,
Als wollte er mit Klirren und mit Tosen
Den Schläfer wecken im verschloss'nen Grunde,
Daß er ein Wort vernähm' aus meinem Munde.

Ich lauschte lang der traurigen Musik,
Des Lebens denkend, das hier ausgeklungen,
Und habe Zug um Zug ein liebes Bild
Der harten Friedhoferde abgerungen;
Ich sah's verklärt am schwarzen Kreuze lehnen:
„Oh, grüße mich,“ rief ich, „und still' mein Sehnen!“

Da sank's mir auf die Lippen wunderbar,
Bis in der Seele Tiefen mich durchbebend,
So grabeskalt und doch so himmlisch mild — — —
Hat mir der Winter, aus den Wolken schwebend,
Mit einer floche seinen Gruß geboten?
War es ein Kuß von meinem lieben Toten?

Jakob Böhmer, Küsnacht.